Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(9. Fortsetzung.)

„Ich ahnte es, und es ist mir eine Beruhigung, daß Sie darum wußten. Nun weiter, Fräulein Lora: Halten Sie Hardi für so reif und ihre Liebe für so tief, daß ich meine Einwilligung geben darf? Ich gestehe Ihnen, daß ich die ernstesten Bedenken habe."

Diesmal kam die Blutwelle in verstärktem Maße zurück.

Im ersten Augenblick wollte sie rundweg bitten: „erlassen Sie mir die Antwort für die ich wirklich nicht berufen bin." Aber sie fühlte deutlich, daß sie damit Hardi jede Hoffnung abschnitt, daß diese Antwort von dem Manne, der ihr so ernst in die Augen blickte, als Verneinung genommen werden würde.

Und Nein konnte, wollte sie nicht sagen. Lügen jedoch ... das erst recht nicht. Am allerletzten ihm gegenüber, der ihr dies seltsame Vertrauen entgegenbrachte.

„Ich weiß, Fräulein Lora, die Antwort muß Ihnen sehr schwer fallen; weiß, wie peinlich Sie meine Frage berührt," begann er wieder. „Aber Sie kennen Hardi so gut, wohl besser als ich. Denken Sie auch daran: ich habe keine Frau, mit der ich Rücksprache nehmen könnte. Fräulein von Schotten ... mein Gott, sie ist eine vortreffliche Dame! ... aber seit Hardi erwachsen, Wachs in den Händen meines kleinen Wildfangs. Ganz ehrlich und offen: wären Sie nicht eben Sie, Fräulein Lora ich würde ja nicht auf den Gedanken gekommen sein. So aber, nun — ich wende mich an Sie, als ob Sie die ältere, die verständigere Schwester Hardis wären —"

„Ich habe Hardi sehr lieb. Wer weiß, ob ich nicht durch meine große Zuneigung ..."

Er schüttelte, sie unterbrechend, den Kopf: „Das sicher nicht. Dazu werden Sie sich der Verantwortung zu sehr bewußt sein."

Lora hatte Zeit gehabt, während der Geheimrath sprach, sich zu sammeln. Aber seine letzten Worte wurden ihr zur Ursache neuen Ueberlegens, Prüfens.

Ein paar Minuten standen sie sich schweigend gegenüber, nur durch den Tisch getrennt. Und während sie, mit gesenkten Augen, sann und sann, fühlte sie doch auch den Blick des Geheimraths auf sich gerichtet. Immer wieder störte sie dies Empfinden, nur mit äußerster, fast schmerzhafter Kraftanspannung konnte sie ihre Gedanken konzentriren. Und das mußte sie denn sie wollte gerecht abwägen.

Endlich hob sie den Kopf und sprach: „Sie müssen mir schon erlauben, Herr Geheimrath, rückhaltlos offen zu sein .... ich betone es, denn meine Ansicht wird wahrscheinlich von der Ihren stark abweichen. Ich habe mir soeben Hardis Wesen zu zergliedern, recht scharf vor mein geistiges Auge zu stellen versucht, und das konnte ich nur, indem ich mich frage, wie wurde sie? Sie sagten, gewiß mit Recht: Sie ist unreif für ihre Jahre. Daß dem so ist, ist mindestens zum großen Theil nicht Anlage und nicht eigene Schuld. Hardi entbehrte die führende Hand der Mutter, deren gerade sie besonders bedurft hätte; sie lebte ihr junges Leben ohne jede ernste Aufgabe, ohne ernste Arbeit über die Schuljahre hinaus; sie wurde um so mehr verzogen, von Ihnen, in Ihrer großen Güte, von aller Welt — auch, wenn Sie wollen ein wenig von mir — weil sie gar so lieb und gut und hübsch war, treuherzig, offen — nun ja, auch so munter und drollig. Und nun erwartet man plötzlich von ihr eine ernste Reife! Herr Geheimrath, ich glaube, daß die ungeheure Mehrzahl der jungen Mädchen unserer Kreise keine größere geistige Reife hat, als sie. Wenige aber werden so viele andere gute Eigenschaften haben."

Sie schwieg einen Augenblick. In einer unwillkürlichen Bewegung glitt sie mit der Hand über Stirn und Scheitel.

„Es kommt doch wohl ... bei dem Schritt, vor dem sie steht, ... nicht so ausschließlich auf die geistige Reife an, Herr Geheimrath. Die wird wachsen und sich entwickeln, wenn sie an der Seite eines tüchtigen Mannes an ernstere Lebensaufgaben herantritt, denn der Kern ist gut. Worauf es ankommt, das ist: ob ihre Liebe stark und tief genug ist. Ich hoffe es ... ich möchte lieber sagen: ich glaube es. Aber ich weiß es so wenig, wie Sie. Wir können nicht in das kleine, unruhige Herz hineinsehen ... der Vater nicht die Freundin nicht. Aber die Zeit wird es erkennen lehren. Darum möchte ich für Hardi bitten: geben, gönnen Sie ihr eine Frist vor der Entscheidung, vor der Verlobung. Eine Frist, weit gesteckt genug, daß sie sich selbst prüfen und innerlich sammeln kann, und doch auch nicht so lang, daß in ihr das Hoffen sich in Qual verwandeln müßte."

Lora hatte warm und herzlich gesprochen. Nun, als sie schwieg, kam doch wieder die mädchenhafte Verlegenheit über sie: was war das doch für eine seltsame Aufgabe, zu einem Mann von Liebe sprechen zu müssen! Fast als ob man einen Theil der eigenen Seele vor ihm enthüllte —

So feinfühlig der Geheimrath war, für dies weibliche Empfinden hatte er kaum das rechte Verständniß. Er folgte, während sie sprach, lediglich ihren Ausführungen. Vielleicht vergaß er im Augenblick auch ganz, daß das schöne Mädchen nicht viel älter war als die eigene Tochter, so unendlich überlegen dünkte sie ihm. Es that ihm wohl daß er mit ihr sprechen konnte, wie mit einer gescheiten Frau.

Er blieb auch jetzt sachlich: „Sie empfehlen mir damit eine Probezeit, sozusagen. Das ist eine Art von Kompromiß, Fräulein Lora; Kompromisse haben in meinen Augen immer etwas Bedenkliches."

„Gewiß. Nur setzt sich fast unser ganzes Leben, wenn man's zergliedert, aus Kompromissen zusammen. Leider vielleicht ... aber es ist nicht anders."

„Man könnte ein Jahr festetzen ..."

Nun sprach doch wieder das freundschaftliche Empfinden für Hardi in ihr und — die eigene Jugend.

„Ein Jahr ist lang, Herr Geheimrath. Sechs Monate —" bat sie lebhaft.

Er lächelte. Diesmal hatte er ihren Gedankengang richtig erfaßt. Und er griff nach ihrer Hand — „Ich danke Ihnen von Herzen, Fräulein Lora. Sie sind eine kluge Rathgeberin und dabei die beste Freundin. Hardi muß Ihnen dankbar sein —" und ehe sie abwehren konnte, hatten seine Lippen ihre Rechte berührt.

Es war ja nicht zum ersten Male, daß er ihr die Hand küßte. Sie hatte das immer hingenommen als eine chevaleresk Form, die — so ungewöhnlich sie einem jungen Mädchen gegenüber sein mochte — ihm gut stand. Heute fühlte sie deutlich: es war mehr als das. Sie schrak leicht zusammen, zog die Hand schnell zurück.

Die Bewegung mochte sehr plötzlich sein, vielleicht verletzend schnell. Denn sie sah, wie sein feines Gesicht sich röthete und daß er die Lippen ein wenig zusammenpreßte. Verletzen hatte sie ihn nicht wollen, dazu war er ihr zu werth. Aber die Angst, die vorhin in ihr gewesen war, als er eintrat, glomm wieder übermächtig auf. So daß sie hastig sagte: „Wir wollen Onkel nicht mehr allein lassen —"

„Das Kind ist ja bei ihm —"

Sie hörte es nicht, hastete an ihn vorbei, öffnete die Thür und athmete erst auf, als sie am Sofa des Greises stand.

Ganz langsam folgte der Geheimrath.

Lora hatte sich am Kopfende des Lagers aufgestellt, Maria Apelhode gegenüber, die zu Füßen des Oheims saß, auf der äußersten Kante des Sofas, wohin der alte Mann sie wohl durch sein freundliches Zureden genöthigt hatte.

Als ob er sie schützen sollte, beugte sich Lora über den Kranken. Aber zugleich fiel ihr auf, wie ernst der Greis aussah, der so gern lachte. Etwas Fremdes, fast Feierliches lag auf dem vielfaltigen Antlitz.

Der Geheimrath schien plötzlich Eile zu haben. Er mahnte Maria zum Aufbruch, nahm ziemlich hastig von Graf Wellried Abschied — hastig, und doch mit einer, so schien es, ganz besonderen Herzlichkeit.

Und dann wollte er sich noch einmal über Loras Hand beugen. Aber diesmal kam sie ihm zuvor und bat leise: „Bitte — nein!" — — —

Nun waren sie gegangen.

Lora stand in ihrem Zimmer am Fenster, die Stirn gegen die kühle Scheibe gelehnt. Das Herz war ihr schwer.

Sie wußte genau, in wenigen Minuten würde der Onkel sie zu sprechen begehren. Sie wußte, was er ihr sagen würde. Und sie ängstigte sich vor dieser Aussprache. Zweien Menschen, die sie so hoch schätzte, die ihr so lieb und werth waren, solchen Schmerz bereiten müssen!

Immer wieder fragte sie sich: „Hast du irgendwie in diesem guten, in diesem vortrefflichen Mann Hoffnungen erweckt die du nie anregen durftest? Was hast du versehen? Und wie machst du's wieder gut?"

Es war eine folternde Pein.

Hinauslaufen hätte sie mögen in dem alten Wintertag, durch die öden Straßen, weit weg, flüchten —

Dann rief der Greis.

„Lora ... komm doch einmal her ... ich muß etwas mit dir besprechen ..."

Und, als sie mit ihren müden Schritten hinübergegangen war — müde, als schleppe sie einen schweren Ballast mit sich —: „Nimm dir einen Stuhl ... setz dich zu mir ... hier, bitte ... hier ..."

Sie wagte kaum, ihn anzusehen, dies gütige Greisenantlitz, aus dem sonst immer eine sonnige Heiterkeit leuchtete, die aller Erdensorgen zu spotten schien, und das heute so ernst ausschaute, so fragend und forschend.

Mit gesenktem Haupt saß sie neben ihm, die Hand am Holz der Tischplatte, als böte die ihr Halt und Stütze.

Er legte seine Rechte mit weichem, zärtlichen Druck, in dem solch eine stumme und so eindringliche Bitte lag auf ihren Arm: „Lora ... glaubst du, daß ich dich sehr lieb habe und immer nur dein Glück will?" fragte er.

„Ja, Onkel — bei Gott, ich weiß es." Es kam ihr aus tiefstem Herzen, und es wurde ihr doch sehr schwer.

Auch ihm mußte die Fortsetzung schwer fallen — ihm, der so gern das Leben leicht nahm. Er suchte nach Worten, nach einem Anfang.

„Lora," sagte er endlich, „du hast deine Eltern kaum gekannt, ich hab' immer versucht, sie dir zu ersetzen, soweit das in meinen — ach so schwachen — Kräften stand. Und du bist mir ein so liebes, gutes Kind gewesen. Nun mußt du auch jetzt Vertrauen zu mir haben und mir antworten, als ob du vor deinem Vater ständest ... Ist dein Herz noch frei, Lora?"

Ihr war, als schnüre ihr eine unsichtbare Hand den Hals zu. Die alten Möbelstücke des Zimmers tanzten vor ihr, und die Lichtreflexe des Sonnenlichts auf der glänzend polirten rothbraunen Tischplatte stachen ihr plötzlich in die Augen, daß sie wie unter körperlichem Schmerz die Lider schloß.

Sie hatte eine andere Frage erwartet. Aber was sollte sie nun sagen? Was sollte sie sagen? Denn dies war ja nur eine Einleitung —

Der Greis neben ihr wartete eine Weile ganz still. Dann sprach er leise — und sie empfand seine zärtliche Stimme nun doch wie eine Wohlthat —: „Liebe Lora, ich will dich nicht drängen. Bewahr mich Gott davor. Aber ich möchte dir doch gern zur Klarheit verhelfen. Sieh einmal, du bist in vieler Beziehung anders, als andere Mädchen deines Alters. Es mag zum Theil davon kommen, daß du so viel um mich alten Mann warst, manche Sorge schon früh mit mir getheilt ... sie mir redlich tragen geholfen hast. Aber in der Hauptsache ist es doch Anlage. Du bist eigentlich immer ein innerlich merkwürdig ausgeglichener Mensch gewesen, hast dich in gewisser Beziehung ja auch selbst erzogen. Erst in letzter Zeit, so schien es mir, ist eine kleine Veränderung in dir vorgegangen. Ich habe bemerkt, oder ich glaube bemerkt zu haben, daß deine Ruhe nicht mehr ganz Natur ist, deine Selbstsicherheit bisweilen erzwungen. Ist es nicht so, Lora?"

Sie nickte stumm.

„Ich bin ein sehr alter Mann. Aber ich habe mir, denk' ich, Verständniß für die Jugend bewahrt. Zumal, das hoffe ich von Herzen für dich, liebe Lora. Ich bin in Sorge um dich — heute aus ganz besonderem Anlaß. Darum mußte ich dich fragen —"

Da schlug sie endlich die Augen auf, sah ihn mit einem verzweifelten Ausdruck an und sagte weh: „Ich weiß es ja nicht. Ich kann dir nicht antworten."

„Mein armes Kind —"

Wieder saß sie stumm neben ihm und sann und sann.

„Ich weiß es nicht." ... Hatte sie die Wahrheit gesagt, die volle Wahrheit? Oder war das doch Liebe, die sie in sich fühlte?

Liebe ...

Der flotte Korpsstudent tauchte wieder vor ihren Augen auf, mit dem weißen Stürmer auf dem dunklen Haar, dem grün-weißen Sachsenbande über der Brust, der lustige, tolle Willy ...

Ein Kind war sie damals gewesen, ein Bafisch mit einem kleinen dummen Herzen voll unklarer Sehnsucht ...

Das war vorüber und vergessen, ohne alle Schmerzen. Nun war er wieder in ihr Leben getreten. Er hatte sie nicht einmal erkannt bei der ersten Begegnung. Ein wenio hatte das geschmerzt. Dann ... ja dann? Dann war die übermüthige, aufdringliche Französin der kleinen Herta einmal am Schluß der Stunde ins Schulzimmer gehuscht und hatte von dem jungen reichen Herrn geschwatzt, der „der Gnädigsten" jetzt zu Füßen liege. Dummes Gewäsch — und doch hatte es weh gethan. War das schon Liebe?

Ein paarmal war sie in seinem Vaterhause mit ihm zusammengetroffen, sie hatten miteinander gesprochen, geplaudert. Einen ernsteren Ton schlug er nie an. Und wenn sie bisweilen gemeint hatte, daß in seinen Augen ein Aufleuchten sei ... das war wohl Einbildung gewesen. Aber auch wenn das nicht: sie wußte ohne jede Eitelkeit, daß sie schön war und daß ihre Schönheit viel bewundert wurde. Von der Bewunderung bis zur Liebe — welch weiter Weg. Daß er mehr für sie empfinde, hatte er ihr nie gezeigt.

Er lag wohl auch in festen Banden — hatte nicht Hardi noch gestern geschwatzt, das Bild von Frau Baldin stünde auf seinem Schreibtisch —

Mit dieser Frau um einen Mann kämpfen? Nie — nie —

Oder aber: liebtest du ihn wirklich, dann würdest du kämpfen!

.... du liebst ihn gar nicht. Es ist nichts als ein flüchtiges Interesse. Es ist das unbewußte Fortspinnen der kleinen Jugendselei — deiner so ganz unwerth — so kindisch — so thöricht —

Immer bist du stolz gewesen. Deine Armuth hast du mit Stolz getragen, und jetzt warst du auf dem besten Wege, das Eigenste in dir fortzuwerfen, ohne daß es begehrt wurde — —

Der alte Herr fühlte wohl, wie die junge Mädchenseele neben ihm kämpfte. Seine Gedanken und Vermuthungen freilich liefen auf ganz falscher Fährte. An Eugen Prall dachte er und lächelte dabei in stiller Ironie vor sich hin.

Einer großen Leidenschaft hielt er seine kühle Lora überhaupt kaum für fähig. Einer auf Mitleid aufgebauten Neigung ... das war schon möglich. Aber das ging vorüber. Nicht ohne Leid natürlich — eingebildetem oder wirklichem — aber ohne Narben. Derartige Wunden schließen sich ganz glatt. Man brauchte nur etwas Balsam darauf zu streichen, und an der linden Hand sollte es nicht fehlen. Schließlich: solche Schmerzen gehören nun einmal zum Menschenleben. Wenn dann Jahre vergangen sind, erinnert ma sich ihrer mit einer leisen, heimlichen Lust, möchte sie nicht ganz auslöschen im Gedächtniß ...

Lora war sehr reif für ihr Alter — gewiß! Aber ein junges Mädchen bleibt doch ein junges Mädchen. Und weil Lora so reif und so verständig war, hatte diese Sache gewiß nicht allzuvielauf sich, wurde sicher leicht überwunden ...

So wunderte er sich gar nicht, als Lora plötzlich nach seiner Hand griff, sie stark drückte und impulsiv sagte: „Onkel Bruno ... ich ... kann dir antworten. Ich .. es war ein Traum, eine Phantasterei. Du kannst ruhig sein. Ich bin frei ... ganz frei ..."

Er wunderte sich nicht. Er drückte ihre Hand wieder, meinte zwar: „Lora es drängt dich niemand. Laß dir Zeit. —", doch er setzte hinzu: „Hast du wirklich erkannt, daß es nur ein jeu de coeur war, so wirf es hinter dich, Lora. Nicht in dem Sinn, daß du's berachten sollst. Warum das? Auch Irrthümer tragen zu des Lebens Schmuck bei. Nur wissen mußt du, ob du ganz frei bist."

„Ganz frei!" Sie sprach es mit hellerer Stimme, gleich als ob sie eine Last von ihrer Seele abgewälzt habe. Die feinen Falten auf ihrer Stirn aber sah der alte Herr nicht.

Er überlegte. Alles, was er gesagt hatte, war ja nur eine Vorfrage gewesen. Sollte er weiter sprechen. Es war ein großes Mitleid in ihm: hieß das dem lieben Kinde nicht zu viel zumuthen? Und doch: war's nicht richtiger, klüger, alles zu sagen? Gerade jetzt ...

Und sie dachte wieder: könntest du doch fliehen, flüchten. Denn nun — nun wird er ja erst recht weiter fragen.

Steh auf! Lauf hinaus, fort ins Gewühl der Menschen oder über das einsame Schneefeld. — Aber was war damit gewonnen? Ein Aufschub, eine elende Gnadenfrist —

Und Klarheit muß schließlich doch werden. Auch ihm schulde ich Klarheit —

Plötzlich faßte der Onkel wieder nach ihrem Arm und begann hastig: „Liebe Lora, du bist ein so verständiges Mädchen. Man kann wirklich mit dir vernünftig reden. Sieh — ich bin ja ein alter Bruder Leichtfuß. Aber bisweilen überkommt mich doch die Sorge. Nicht um mich. So lang ich lebe geht's schon. Aber wenn ich einmal die Augen zuthue —" Er spürte eine heftige Bewegung der Abwehr. „Still, Lora! Sprich mir nicht von deinem Beruf. Das ist im besten Falle eine Zubuße. Ich gebe dir zu, eine höchst achtungswerthe. Der Gedanke aber, daß du einmal ganz — und so ein ganzes langes Leben hindurch — auf dies Stundengeben angewiesen sein solltest, Lora, der Gedanke könnte mich zur Verzweiflung bringen. Bitte, laß mich ausreden. Sieh, die Frage, die ich dir vorhin vorlegte, die wurde mir heute von anderer Seite gestellt, ... von sehr schätzenswerther Seite."

Da war es, was sie gefürchtet hatte! Vor dem sie hätte flüchten mögen —

Es war unabwendbar: sie mußte Rede und Antwort stehen. Und doch hob sie die Hände und rief in ihrer Seelenangst: „Onkel Bruno ... lieber Onkel Bruno! Sprich nicht weiter! Ich flehe dich an!"

„Mein Kind, ich muß weitersprechen. Thät' ich's jetzt nicht, dann müßte ich es morgen thun. In dieser Weise, mit einem Aufschrei, läßt sich solch eine Angelegenheit nicht erledigen. Ich sehe, du weißt was ich meine. Nun also: Der Geheimrath hat mich nur gefragt, ob ich glaube, daß dein Herz noch frei sei? Nicht mehr. Aber diese Frage in Verbindung mit seinem ganzen Benehmen dir gegenüber kann nur die Einleitung zu weiterem gewesen sein. Und weil ich's so ansehe, wollte ich dir rechtzeitig Gelegenheit geben, dich zu prüfen. Ich werde mich jedes, aber auch jedes Versuchs, dich zu beeinflussen, enthalten. Du mußt — nach allen Richtungen hin — selbst entscheiden. Denn du entscheidest über dein eigenes Geschick."

Er schöpfte tief Athem. Das Sprechen war ihm schwer geworden. Nur mit einem Seitenblick streifte er erwartungsvoll ihr Gesicht. Es war wie versteint. Als ob sich der Ausdruck eines großen Schmerzes für immer in die schönen Züge geprägt hätte.

Sie saß regungslos, den Kopf ein wenig zurückgelehnt, wie in tiefem Denken, die Augen zur Zimmerdecke gerichtet.

Es war doch merkwürdig, wie sie's aufnahm. Er hatte durchaus nicht auf ein hastiges Zugreifen gerechnei, ebensowenig wie auf ein schnelles Ablehnen — jedenfalls aber auf eine ruhige, ernste Auseinandersetzung, auf ein Abwägen nach allen Seiten hin. Es war ja freilich ein Entschluß —

Seine verständige Lora —

Und nun dies Schmerzensantlitz. Was rang nur noch in ihr?

Es war sehr still im Zimmer. Die alte Holländerin tickte melancholisch. Der letzte Sonnenstrahl kroch langsam von der rothbraunen Mahaoniplatte des Tisches.

Mit einem Male schrie Lora auf: „Nie — niemals!", sprang jäh empor, schlug die Hände gegen die Schläfen. Und sie warf sich neben dem alten Manne auf den Boden, umklammerte ihn: „Ich kann nicht ... nie ... niemals!"

Ueber sein Greisengesicht zuckte es weh. Er begrub eine Hoffnung, und er wußte einen andern, den dies „Nie" bis ins tiefste Herz treffen würde.

Aber er meinte nur leise: „Kind! Man sollte niemals so entschieden „Nie — nie" sagen —"

Dabei legte er seine Hand zärtlich auf ihren Scheitel: „Lora! Laß dir Zeit! Denke an Tasso: „In der Entfernung zeigt sich alles reiner, was in der Gegenwart uns nur verwirrt!""

Zehntes Kapitel.

Weihnachten war vorüber.

Ein stilles, ernstes Fest für Lora. Der kleine Christbaum leuchtete nur dem alten, noch immer kränkelnden Oheim und ihr.

Am Spätnachmittag des Heiligen Abends wurde für sie ein großer Korb wundervoller Rosen abgegeben mit der Karte Möller-Sieghards. Sie war ihm dankbar, daß keine Zeile die Sendung begleitete, kein Wunsch eines frohen Festes.

So unfroh wie sie war —

Nicht einmal der Brief Hardis hatte sie gepackt. „Warten ... warten! Ihr kalten Verstandesmenschen! Ein halbes Jahr fremd nebeneinander hergehen, sich innerlich verzehren! Ihr wißt nicht, was das heißt! Es ist ein Raub an unserm Glück! Lora, ich begreife das nicht, begreife Dich nicht. Ist das Freundschaft? Meinen Ohren habe ich nicht trauen wollen, als Papa mir sagte, daß er mit Dir berathen. Berathen mit Dir — und Du konntest das über Dein Herz bringen! Aber wartet nur: auch dies halbe Jahr wird vorübergehen. Conny und mich und unsere Liebe wird es nicht ändern —"

Und darunter: „Ich bin rasend wüthend auf Dich. Komm bald einmal zu mir, damit ich Dir Deine schönen Augen auskratzen kann. Ich muß Dir doch auch meine Weihnachtsgeschenke zeigen —"

Vielleicht hatte sie schlecht berathen. Vielleicht war es so: auch dies Halbjahr änderte Hardi nicht. Vielleicht wäre es besser gewesen, der Vater hätte rundweg „Nein" gesagt.

Aber das alles war ja gleichgültig —

Nun hatte die Schule wieder begonnen. Es war eine leise, halb unbewußte Hoffnung in Lora gewesen, die geregelte Thätigkeit, der Zwang würden ihr den inneren Halt zurückgeben, Leben und Kraft, Frische und Freudigkeit.

Auch das war ein Irrthum — —

Lora kam, die kleine schwarze Mappe mit den Heften unter dem Arm, vom Institut zurück und ging über den Hof, dicht an der Hausmauer entlang, wo ein schmaler Weg in den hohen Schnee geschippt war. Sie ging wie ein müder Mensch, langsam, mit hängendem Kopf.

Als sie an dem Prallschen Laboratorium vorüberschritt, wurde heftig ein Fenster aufgestoßen. Vom Fensterbrett stob der Schnee bis auf ihren Mantel, ein paar Flocken trafen ihre Wange, so daß sie leicht zusammenschrak und aufsah.

Eugen Prall stand am Fenster, nickte ihr zu und fragte: „Wenn's nicht unbescheiden ist, Fräulein Lora — haben Sie Ihren Siegelring am Finger?"

Lora erzwang ein kleines Lächeln.

„Meinen Siegelring? Gewiß. Aber was soll's damit?"

„Wollen Sie nicht auf einen Augenblick bei mir eintreten? Solch Laboratorium ist ja neutrales Gebiet."

Oft genug war sie früher, mit dem Onkel und allein, in der Arbeitsstube des Gelehrten gewesen. Sie war auch jetzt zu vorurtheilsfrei, um irgend ein Bedenken zu hegen. Trotzdem zögerte sie.

„Ich möchte Ihnen gern etwas zeigen, Fräulein Lora. Es hängt mit dem Siegelring zusammen."

Plötzlich nickte sie. „Meinetwegen, Doktor —" und ging die paar Schritte weiter zum Eingang.

Der Doktor kam ihr bis zur Thür entgegen. Sie trat rasch durch den Korridor in das Laboratorium.

Eigentlich war's nur die Küche der kleinen Wohnung. Aber Prall hatte sie sich geschickt für seine Zwecke eingerichtet, den Herd erweitert, längs der Fensterfront ein paar Arbeitstische aufgestellt, auf denen allerlei Apparate standen. Sogar eine kleine Dynamo fehlte in einer Ecke nicht.

„Was gibt's, Doktor?" fragte sie und legte die Mappe zwischen einige Retorten auf den nächsten Tisch, schob ihr Pelzbarett ein wenig hoch und strich mit der Rechten über ihren Scheitel.

Er stand dicht vor ihr und blickte sie aufmerksam an.

„Sie sehen nicht gut aus, Fräulein Lora," meinte er kopfschüttelnd. Es klang ganz bekümmert. „So matt ... abgearbeitet ... ich weiß nicht ..."

„Ach ich!" Sie erzwang wieder ein müdes Lächeln. „Lassen Sie mich nur aus dem Spiele!" Dabei hatte sie schon den Handschuh abgestreift und den Wappenring: „Da, Doktor — er steht zu Ihrer Verfügung."

Er nahm den Ring und betrachtete scheinbar mit größter Aufmerksamkeit den Blutjaspis mit dem eingeschnittenen Wappen. Es war nur ein Vorwand, er kannte diese drei ineinander verschlungenen Ringe im Schilde ja längst. Aber er war ein wenig befangen.

Damit wandte er sich einem großen länglichen Kasten zu, der an der Wand angebracht war. „Ich möchte Ihnen etwas zeigen, Fräulein Lora. Es hat noch kein Mensch außer mir gesehen, und ich bitte auch Sie, das, was Sie sehen werden, ganz für sich zu behalten." Er schloß den Kasten auf, der vordere Deckel klappte herunter.

In dem Innenraum, durch den ein Gasrohr geleitet war, brannten nebeneinander sechs Flammen. Davon — man konnte es selbst jetzt, im Dämmerlicht des Winternachmittags, deutlich unterscheiden — leuchteten die drei rechten in strahlender Helle; ihr Glanz war so groß, daß er das Licht der drei linken fast grau erscheinen ließ.

Lora war neben ihn getreten, nun doch interessirt.

(Fortsetzung folgt.)

Tätowieren ein alte Kunst.

Tätowiren gilt heute als Rudiment barbarischer Gewohnheiten und ist nur noch bei Seeleuten, bei Akrobaten beliebt, bei Leuten, die auf die Kraft ihrer Muskeln stolz sind und ihre Brust, ihre Arme frei und bloß tragen. Und doch ist diese Sitte uralt und blickt auf eine ehrwürdige Vergangenheit zurück. Schon Moses mußte den Israeliten untersagen, Einschnitte in ihr Fleisch zu machen oder irgend welche Zeichen in ihre Haut einzudrücken. Die Phönizier waren diesem Brauche so ergeben, daß sie Tätowirungen selbst an ihren Götterbildern anbrachten. Einige solcher Statuen, die in Sardinien entdeckt wurden, sind über und über mit Bildern bedeckt, die von Sachverständigen als Zeichen der Tätowirung erklärt werden. Herodot berichtet, daß die Thrakier und andere wilde Bergvölker dieser Sitte huldigten.

Unter den Indianern gilt das Tragen von Tätowirungen für ein Zeichen von Ansehen und Macht, besonders verbreitet ist dieses Einritzen in den Südseeinseln, aus deren Sprache, von dem tahitischen Tatau, das Wort überhaupt genommen ist, in Neuseeland, Japan und Burmah. Es wird von unseren Vorfahren berichtet, daß sie „ihre Haut mit punktirten Zeichnungen ausschmückten". So sandte man, als auf dem weiten Schlachtfelde von Hastings unter den Haufen todter Leiber der Leichnam Harolds nicht zu finden war, nach Edith Schwanenhals, seiner Geliebten, daß sie ihn an den „Malen" auf seinem Leibe erkennen möge. Dies war ein Grund, aus dem man das Tätowiren übte. Daneben wurde auch durch diese in die Haut eingeschnittenen Zeichen dargethan, welchem Stamm, welchem Geschlecht, welcher Familie ein jeder angehöre. Trakische Häuptlinge z. B. erwiesen allein durch die Tätowirung ihr edles Blut und ihre hohe Abstammung.

Cook fand, daß alle Häuptlinge der Hawaii-Inseln Hieroglyphen auf ihren Armen trugen, die den Namen des verstorbenen Königs und das Datum seines Todes bedeuteten. Bei den wilden Völkern war es sehr wichtig, den Stamm, zu dem ein Fremdling gehörte, durch einen flüchtigen Blick auf seine Tätowirung zu erkennen. Gewisse Veränderungen in Form und Farbe zeigen Krieg oder Frieden an und weisen darauf hin, ob in guter oder böser Absicht sich nahen. Durch Tätowirungen erkennen die Mitglieder eines geheimen Bundes einander, und auch heute noch dienen die meisten solcher Zeichen dazu, um eine abgesonderte Brüderschaft näher und enger zu verbinden, sie vertreten gleichsam den geheimen Händedruck, an dem die Freimaurer sich erkennen.

Man hätte kaum erwartet, eine geheime Verbindung unter den Korannas, dem unkultivirtesten Stamme der Kapkolonie zu finden. Doch Dr. Holm, der unter ihnen lebte, bemerkte, daß einige Männe drei kleine Einschnitte auf der Brust hatten. Jahrelang fragte er vergeblich der Bedeutung dieser Zeichen nach. Schließlich erzählte ihm ein Koranna: „Ich kann durch unser ganzes Land und durch Griqualand sicher wandern. Wenn ich meinen Rock öffne, dann muß jeder, der das Zeichen sieht, mir helfen und mich aufnehmen." Vor einigen Monaten wurde allgemein erzählt, daß die russische Polizei gewisse Abzeichen entdeckt hätte, durch die alle Anarchisten über ganz Europa sich gegenseitig erkennen könnten. Es soll dies eine unauffällige Tätowirung sein.

Ein Idealist.

„Also, lieber Alwin, wenn ich mich verheirathe, erhalte ich außer meiner Mitgift noch das Landhaus in der Vorstadt, ein Automobil, den Schmuck meiner verstorbenen Mutter, eine Rente von meinem Onkel, eine perfekte Ausstattung ...."

„Ach, sprich weiter, Schatz — ich könnte Dir bis morgen früh zuhören!"